

**Wolfgang Settekorn,  
Stadt, Land und Medien – Ansichten von Natur und Nordsee im  
Wandel kultureller Praxis**

aus:

**Stadt – Raum – Natur**

Die Metropolregion als politisch konstruierter Raum

herausgegeben von

E. Martin Döring, Gunther H. Engelhardt, Peter H. Feindt,  
Jürgen Oßenbrügge

S. 149-170

## Impressum für die Gesamtausgabe

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist außerdem auf der Website des Verlags Hamburg University Press *open access* verfügbar unter <http://hup.rrz.uni-hamburg.de>.

Die Deutsche Bibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver Der Deutschen Bibliothek verfügbar unter <http://deposit.ddb.de>.

ISBN 3-9808223-2-X (Printausgabe)

© 2003 Hamburg University Press, Hamburg

<http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Rechtsträger: Universität Hamburg

# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b> .....	7
<i>von E. Martin Döring, Gunther H. Engelhardt, Peter H. Feindt und Jürgen Oßenbrügge</i>	
<b>Globale Bedingungen und lokale Perspektiven für Wettbewerbs- und Kooperationsformen in Metropolregionen</b> .....	17
<i>von Rainer Danielzyk und Jürgen Oßenbrügge</i>	
<b>„Metropolregion Hamburg“ – Anmerkungen zu einer politischen Konstruktion von Raum</b> .....	39
<i>von Peter H. Feindt</i>	
<b>Global discourse, local struggle. Die Rekonstruktion des Lokalen durch Lokale-Agenda-21-Prozesse</b> .....	53
<i>von Angela Oels</i>	
<b>Raumerfahrung und Perspektiven räumlicher Entwicklung. Kommentar zu den Beiträgen von Angela Oels und Peter H. Feindt</b> .....	69
<i>von Ingrid Breckner</i>	
<b>Regional- und umweltökonomische Aspekte der hafenzentrierten Zukunftsorientierung der Metropolregion Hamburg</b> .....	79
<i>von Heiner Hautau</i>	

<b>Der Streit um das Mühlenberger Loch – ein Beispiel für die politische Konstruktion der Wissensgrundlage ökonomischer Politikempfehlungen</b> .....	95
<i>von Horst Hegmann</i>	
<b>Der mögliche Beitrag der Sozioökonomie zur Entschärfung von Naturschutzkonflikten</b> .....	113
<i>von Ingrid Wilkens</i>	
<b>Zwischen Globalismus und Populismus: Die Debatte um die Anmeldung des Wattenmeers als UNESCO-Welterbe</b> .....	133
<i>von Werner Krauß und E. Martin Döring</i>	
<b>Stadt, Land und Medien – Ansichten von Natur und Nordsee im Wandel kultureller Praxis</b> .....	149
<i>von Wolfgang Settekorn</i>	
<b>Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln?</b> .....	171
<i>von Jürgen Hasse</i>	
<b>Metropolregion Hamburg – Perspektiven der Kooperation über Ländergrenzen</b> .....	201
<i>von Jörg Knieling und Hellmut Körner</i>	
<b>Schluss-Statement und Einschätzung wichtiger Ergebnisse des Workshops „Stadt – Raum – Natur: Die Metropole als politisch konstruierter Raum“</b> .....	213
<i>von Klaus Müller</i>	
<b>Adressen der Autorinnen und Autoren</b> .....	217

# **Stadt, Land und Medien – Ansichten von Natur und Nordsee im Wandel kultureller Praxis**

Wolfgang Settekorn, Hamburg

## **Vorbemerkung**

Donnerstags bringt das „Hamburger Abendblatt“ eine Rubrik mit dem Titel „Mal raus aus der Stadt“. Eine norddeutsche Ausschnittskarte markiert Orte, von denen aus Ausflugslokale, Restaurants, Hotels und Pensionen für sich werben. Eine über die Karten verteilte Nummerierung ermöglicht es, die werbenden Unternehmen ihrer geographischen Lage und Verkehrsanbindung zuzuordnen. Hamburg ist bei all dem als Metropole und Ausgangspunkt für Ausflüge aus der Stadt konzipiert. Die hier einschlägige Metapher vom „Ausflug“ nimmt die Bewegung der Vögel vom Nest weg in die Umgebung und ins Nest zurück auf, um die Bewegung der Städter aus der Stadt heraus zu konzipieren.

Woher kommt diese Lust am Ausflug, woher das Bedürfnis, die Wochenenden außerhalb der Stadt zu verbringen, wo doch zugleich von einer als Einbahnstraße konzipierten Landflucht die Rede ist, wie wir sie seit dem Mittelalter kennen? Gerade weil es in meinem Beitrag um das „Raus aus der Stadt“, um das „Rein ins Grüne, in Natur und Landschaft“ geht, will ich auf die mit Disparität der Räume Stadt und Land kurz eingehen.

## **1 Rein in die Stadt, raus aus der Stadt. Notizen zu einer Entwicklung**

Historisch zeigt sich, dass das Verhältnis von Stadt und Land und die Bewegung der Menschen von einem der beiden Räume in den anderen eine Umkehrung erfahren hat. War zunächst die Stadt beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus ein Ziel derer, die aus den Feudalverhältnissen ausbrechen wollten, so bildete sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Gegenbewegung heraus, die im deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts mit der Gartenkultur ein eigenes Verständnis von Stadt und Land, von Natur und Landschaft sowie eine eigene Sicht auf deren Beziehung hervorbrachte. Diese Entwicklung will ich zunächst in groben Zügen skizzieren, weil sich in ihrem Verlauf eine Reihe noch heute gängiger Vorstellungen über das Verhältnis von Stadt und Land, von Metropole und Region entstanden.

## 1.1 Rein in die Stadt, denn Stadtluft macht frei

Im europäischen Mittelalter erlebte die Stadt mit dem Aufstieg des Bürgertums als Wohn- und Lebensraum einen enormen Aufschwung. Adel, Geistlichkeit und Bürgertum gaben den Städten und Stadtteilen ihr jeweils eigenes Aussehen.<sup>1</sup> Städte konnten in Deutschland den Status der Reichsunmittelbarkeit erhalten: So entwickelte der Verbund der Hansestädte ein städtisches Selbstbewusstsein und wurde damit zu einer nicht zu unterschätzenden Macht. Die Stadt versprach die Möglichkeit, sich von den Grenzen der feudalen Ordnung zu befreien. In den Städten des Hoch- und Spätmittelalters wurde der Kapitalismus entwickelt und damit auch die bürgerlichen Freiheiten. Dies gilt, wie Sennet (1995: 196) unterstreicht, gerade auch für die Hansestädte:

„Noch heute kann der Besucher in Städten, die dem mittelalterlichen Handelsbund der Hanse angehörten, über den Stadttore das Motto ‚Stadtluft macht frei‘ lesen. In Paris wie in den Handelsstädten verhiess die Wirtschaft Freiheit von der ererbten Abhängigkeit, die durch den feudalen Lebensvertrag verkörpert wurde.“

„Rein in die Stadt“, war das Motto für die zentripetalen Anziehungskraft der Städte. Doch die Städte konnten und wollten nicht all diejenigen aufnehmen, die die städtische Freiheit suchten. Wem die Mauern der Stadt den Schutz verwehrte, der konnte in den Vorstädten unterkommen, die um die Städte herum in breiten Bändern wuchsen (Mumford 1979, 562 ff.). Stadt und Vorstadt breiteten sich zusehends aus, der wachsende Stadtkörper verleibte sich ein, was zuvor noch bewirtschaftetes Land war; auf Äcker oder Brachland stellte man Haus und Hof, baute Straßen und Plätze. Viele Städte wuchsen und wucherten, und immer neue Mauern wurden zu ihrem Schutz und zu ihrer Verteidigung errichtet – noch heute lassen manche Straßenführungen die Schichten dieses Wachstums erkennen. Der Innenraum der Stadt wurde zusehends verdichtet, die meisten Städter konnten sich keine großzügigen Grundstücke, Häuser und Wohnungen leisten, die Mehrheit lebte in immer größerer Zahl auf immer knapperem Raum. Das Leben in der Stadt war für die meisten ihrer Bewohner beengt. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde mit der barocken Stadt ein neuer Stadttyp entwickelt: Nach vorgezeichneten Plänen entstanden neu gegründete Städte, die rational durchgeplant, dem Stand der Wissenschaften, dem Bedürfnis ihrer Fürsten nach Repräsentation, dem Handel und dem Gewerbe, aber auch dem kulturellen Leben ent-

---

<sup>1</sup> So lässt etwa Naumburg noch heute deutlich die Abgrenzung der Bischofsstadt von der Bürgerstadt erkennen, und in Passau hatten sich die Bischöfe über der Stadt auf dem Berg eine eigene Festung als Rückzugsort gebaut, von der aus sie auf die Stadt herablicken und sie bei Bedarf auch beschießen konnten.

sprachen.<sup>2</sup> Städte wie Hamburg, deren Struktur keiner einheitlichen und rationalen Planung unterlag, entwickelten sich zunächst wie urwüchsig innerhalb der Befestigungswerke und breiteten sich dann zusehends unter Anpassung an die Geomorphologie aus. All dies brachte Probleme mit sich, die van Dülmen (1999: 7 f.) eindringlich vor Augen führt:

„Wegen des starken Bevölkerungswachstums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drängten sich immer mehr Menschen in den noch weitgehend geschlossenen Städten: die Lebensbedingungen verschlechterten sich drastisch. In Hamburg beispielsweise wuchs die Einwohnerzahl zwischen 1750 und 1800 von ca. 90.000 auf 130.000 an, allein in dem Jahrzehnt von 1785-1795 vermehrte sie sich um 30.000. Immer mehr Mietparteien rückten in den Häusern zusammen; nach Möglichkeit stockte man die Gebäude auf und nutzte allen noch un bebauten Raum. Hinterhöfe und Gartenflächen wurden mehr und mehr mit neuen Seiten- und Quergebäuden verbaut und Zwischenetagen in die höheren Stockwerke eingezogen. Auch die bescheidenste Unterkunft ließ sich noch gewinnbringend vermieten.“

Eine derartige Bebauung war anfällig für Feuer, wie man in Hamburg schmerzlich erfahren musste, auch wenn die Neuaufbauten und Sanierungsmaßnahmen, wie sie in Hamburg nach dem großen Brand von 1842 erforderlich wurden, einiges verbessern konnten. Doch die Städte brauchten ungemindert Raum zur Ausbreitung, ihr stetiges Wachstum drängte sie immer weiter nach außen, über die ehemaligen Grenzen der zumeist schon geschliffenen Befestigungswerke hinaus.

## 1.2 Raus aus der Stadt, rein in Natur, Landschaft und Garten

Ende des 18. Jahrhunderts förderte die Stadtentwicklung eine Abwendung von der Stadt und einer Hinwendung zur Natur, der man im eigenen Garten am besten nachgehen zu können glaubte.

„Vor allem das entstehende, neue Bürgertum ersehnte und schuf sich Gärten, die ein Leben in der freien Natur, unbehelligt von den Unannehmlichkeiten des Stadtlebens und in einem ganz privaten Rahmen erlaubten. Aber auch die einfachen Leute begannen nach einem Garten, nach Ruhe und Erholung, draußen vor der Stadt zu streben.“ (Van Dülmen 1999: 7)

---

<sup>2</sup> Die beiden Kapitel „Die Struktur barocker Macht“ und „Residenzen und Hauptstädte“ von Mumford (1979: 401 ff.) geben einen guten einführenden Überblick zu Entwicklungen. Was heute als Reklameslogan für eine Schokoladenmarke wirkt, gilt für meine Heimatstadt Mannheim seit ihrer Gründung: praktisch, quadratisch und gut, vor allem bei Feuer und Belagerung, wenn es darum ging, das Wasser oder die Geschütze möglichst schnell an die erforderlichen Stellen zu bewegen.

Dem „Getümmel der peinvollen Stadt“ und ihrer bedrängenden Enge, die durch „das rastlose Treiben der Berufs-Arbeiten, Leidenschaften und Verhältnisse die Menschen überspannen und zusammenpressen“, wird „die tausendförmige schöne Natur mit allen ihren Hochgenüssen in einer weiten romantischen Gegend“ entgegengesetzt, die „auf Herz und Sinn“ wirken und „Erholung im Garten- und Landleben“ versprechen. Das Raus-in-die-Natur gerät dabei zur Flucht aus der Stadt. Für den Stadtbürger des 19. Jahrhunderts macht nicht mehr die Stadtluft frei, er sucht Freiheit und intime Selbstverwirklichung im Garten und auf den Lande. Damit sind einige neue Koordinaten angegeben, innerhalb derer sich die Bewegung „raus aus der Stadt“ vollzog.

### **1.3 Mal raus aus der Stadt: Formen und Mittel kleiner Stadtfluchten**

Die unter „Mal raus aus der Stadt“ inserierenden Ausflugslokale sind als Ziele der „Hinaus-Bewegung“ meist „im Grünen“, „in der Natur“ oder doch zumindest in einem Park gelegen, und wo dies fehlt, vermag auch ein Bier- oder Kaffeegarten den entsprechenden Etablissements eine gewisse Attraktivität zu verleihen. Zumindest „draußen“ soll man sitzen können, und dann noch nach Möglichkeit unter Bäumen und „mit Blick“ (Hedinger 1992: 23 ff.), vielleicht so, wie Max Liebermann dies für die Terrasse des Hotel Jacob in Nienstedten festgehalten hat. Und je mehr solcher Eigenschaften vorliegen, umso lieber begeben sich die Städter für Stunden an derlei Orte, deren geographische Streuung mit der Zeit immer weitere Kreise zog. Noch vor hundert Jahren hätte eine Landkarte der Metropole Hamburg und ihrer Ausflugsziele anders ausgesehen als die Karte aus dem „Abendblatt“. Statt der Autobahnen, die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts ein immer dichteres Netz über Deutschland und ganz Europa spannen, hätte sie das Netz der Eisenbahn und damit den Verlauf des derzeit schnellsten Massen- und Ferntransportmittels verzeichnet. Zudem wäre der geographische Ausschnitt wesentlich kleiner ausgefallen, denn der Radius für massenhafte Ausflüge und Kurzreisen war nicht nur wegen der Knappheit an geeigneten Verkehrsmitteln und Verkehrswegen wesentlich geringer. Vor allem das knappe Zeit- und Geldbudget der meisten Bewohner von Großstädten ließ lange und weite Reisen nicht zu, denn ihre knapp bemessene Freizeit setzte enge Grenzen und ihr Bewegungsradius entsprach weitgehend dem der günstigen Nahverkehrsmittel.

Das Beispiel der abwärts der Elbe gelegenen Dörfer in Hamburgs damals noch dänischem, danach preußischem Westen zeigt diese Entwicklung deutlich. Wer einen Ausflug machen wollte, der benutzte die Eisenbahn (Schivelbusch 1979), später die S-Bahn und dann auch die Straßenbahn. Der erweiterte Radius des Städters, den es „mal raus aus der Stadt“ trieb, und die Entwicklung öffentlicher Verkehrsmittel veränderten die Landschaft: Vormalig landwirtschaftliche Nutzflächen wurden zu großen Teilen zum öffentlichen Raum der Erholung. So zum Beispiel in Alt-Bahrenfeld, wo Mitte der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts am



Bahnhof Reimers' Gastwirtschaft und das spätere Gasthaus „Carlsthal“ eröffnet wurden. Fritz Lachmund, der die Geschichte Altonas und der Elbvororte in alten Bildern und Postkarten dokumentiert hat, schreibt dazu (1979: 17): „Carl Reimers war es, der in einer derzeit noch unberührten Landschaft besagtes Gasthaus errichtete.“

Von dieser Zeit trennen uns nicht nur gute 135 Jahre, sondern vor allem auch die Vereinnahmung einer zuvor landwirtschaftlich genutzten Landschaft durch fortgesetzte Urbanisierung und Industrialisierung.<sup>3</sup>

#### 1.4 Weiter raus aus der Stadt: Großbürgerlicher Badeaufenthalt auf Sylt

Für Begüterte und Gebildete allerdings standen schon seit der für das 18. Jahrhundert typischen „Grand Tour“ (Brilli 1997: 10) entferntere Regionen für Rei-

---

<sup>3</sup> Und dennoch war ein gutes halbes Jahrhundert später, in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, wie Giordano in den „Bertinis“ schildert, eine Fahrt von Barmbek nach Hochkamp und Blankenese für Kleinbürgertum und Unterschicht etwas Besonderes: Sie führte in eine fremde, parkartige Welt und an den Elbstrand.

„So war für Roman und Cesar früh aus dem Leben der Kindheit die Unterelbe hervorgewachsen, eine lebendige, riesige Fläche, und die erste begriffslose Zeit war der hellen Vorfreude gewichen, wenn Lea und Alf sich anschickten, mit ihnen zum Barmbeker Bahnhof zu gehen. Dort bestiegen sie die Vorortbahn und machten eine lange, lange Reise bis zu einer Station, die *Hochkamp* hieß. Dann streckte sich eine endlose Straße vor ihnen, die gegen das Ende hin wenig anstieg. Staunend setzten die Kinder Fuß vor Fuß. Rechts und links, weit auseinander gelegen, stolze und versteckte Häuser, ganz anders als die hohen grauen Fassaden in Barmbek. Überall Grünes, schmale blattumwucherte Wege, dann endlich die gefährlich steile Treppe, und von ihrer höchsten Stufe der erste Blick auf das gewaltige Panorama des Stromes.

Unten am Strand schützte Alf die Seinen vor der Flut durch hohe Wälle aus Sand, die in einem Halbkreis an die rote alte Ufermauer stießen. [...]

Alles, was Cesar und Roman Bertini in jenen frühen Jahren dort so eindrucksvoll erleben, errochen, empfanden, sammelten sie unter *einem* Namen, *einem* Symbol – *Blankenese!* Es war ein Teil ihres Lebens geworden, eine unsagbar süße, kindliche Sehnsucht nach der Zukunft des nächsten Sommers, die sie winters oft beschworen. In den düsteren, kalten Monaten malten sie sich aus, wie sie in der warmen Jahreszeit den Sand umgraben, die winzige Tierwelt in den Strandbüschen und die großen Schiffe auf dem Strom, der so gut duftete, beobachten würden. Heimlich besprachen sie sich bis in die späte Nacht, sehr darauf bedacht, von Lea nicht schlaflos entdeckt zu werden. Sie waren erfüllt und hitzig begeistert von der Aussicht, die lange Straße in Hochkamp hinunterzugehen, vorbei an den stolzen, versteckten Häusern, durch die blattumwucherten Wege, bis sich ihnen oben an der gefährlich steilen Treppe der lebendige Strom zeigen würde. Wasser, Himmel, Sonne, Luft, Sand, Schiffe – *Blankenese!* Der Wunsch, einmal dort zu leben, muß schon damals unausrottbar in sie gelegt worden sein“ (Ralph Giordano, Die Bertinis: 51 f.).

sen offen.<sup>4</sup> Dank der Eisenbahn rückte für sie, wie das Beispiel von Westerland zeigt, das Meer schon Mitte des 19. Jahrhunderts näher. Die von Corbin (1990) geschilderte Entdeckung der Küste verwandelte mit der Entwicklung des Tourismus die Struktur ganzer Regionen. Dieser gezielt herbeigeführte grundlegende Wandel kommt in der folgenden Passage ein aus dem Bildband „Sylt im Licht“ geradezu modellhaft zum Ausdruck:

„Die natürlichen Voraussetzungen waren es, die Mitte des 19. Jahrhunderts das Nordseeheilbad Westerland, heute der Hauptort der Insel, zu einem weltberühmten Badeort werden ließen. Als ‚Cannes des Nordens‘ bezeichnet, wurde Westerland in ersten touristischen Prospekten hervorgehoben mit: ‚Ein großartiges Meer, ein Strand, meilenweit ausgebreitet wie der köstlichste Samtteppich, die phantastische Dünenwelt, die hehre Schönheit der ganzen Insel.‘ So kam es, daß die Sylter Friesen, die sich bisher nur durch besondere Fähigkeiten beim Walfang und als Navigatoren der Seeschifffahrt einen Namen gemacht hatten, ein neues wirtschaftliches Standbein schufen – heute ist der Tourismus die einzige Existenzgrundlage. [...] Den Grundstein für das heutige Touristik-Flaggschiff Schleswig-Holsteins legten weise Männer des Ortes und der Hamburger Arzt Dr. med. Gustav Roß, der sich auf die Heilkräfte des Meeres und die Schönheiten der Insel berief, um Westerland 1855 zum Seebad zu machen. Die Anreise war damals noch recht umständlich: Zuerst fuhr man mit dem Dampfschiff über das Wattenmeer und dann mit dem Pferdetaxi ins Westerländer Badevergnügen“ (Sylt im Licht: 7).

Auch die interne touristische Erschließung der ganzen Insel unterlag der durch die Bahn dominierten verkehrstechnischen Logik des 19. Jahrhunderts: „Für die anderen Inselorte kam die Berührung mit dem Fremdenverkehr erst mit der Inselbahn – später auch ‚rasende Emma‘ genannt –, die zunächst von Westerland nach Hörnum führte“ (ebd.). Der Aufbau des Westerländer Bade- und Kurbetriebs lag im Trend einer Zeit, in der aufstrebende Bürger sich unter Nachahmung des Adels einen Kuraufenthalt etwas kosten ließen, während sich Adel und Hochadel im Sommer an mondänen Badeorten abzusondern suchten. Die lokalen und regionalen Infrastrukturen wurden im Lauf dieser Entwicklung einer gründlichen Umgestaltung unterzogen. Unübersehbares Beispiel für die damit einhergehenden tief greifenden Veränderungen von Natur und Landschaft ist der Bau von Wegen, Unterkünften, Kuranlagen, Molen, Schiffsbrücken usw. Die Ent-

---

<sup>4</sup> Italien war schon seit Ende des 15. Jahrhunderts bevorzugtes Reiseziel, so u. a. von Dürer (Rebel 1999: 70 ff.). Allerdings hatten auch zu dieser Zeit, wie schon im Mittelalter (Ohler 1991), die Reisen nicht Bildung und Erholung zum primären Zweck. Vielmehr standen Ausbildung – so bei den Vaganten und fahrenden Schülern –, Verwaltung – so bei den ambulanten Höfen –, Handel, religiöse Zwecke (Foster 1990; von Saucken 1999) im Vordergrund.

wicklung der Insel Sylt und der Küsten von Schleswig-Holstein zeigt aber auch, dass die Erschließung von immer mehr Naturräumen und Landschaften durch den ständig wachsenden Küsten-Tourismus auch ihre Kehrseiten hat. Dies gilt z. B. dann, wenn die Nutzung von Natur und Landschaft zu deren Abnutzung, Verschleiß oder gar Zerstörung führt und wenn die Verbesserung und Vergrößerung von Infrastrukturen immer mehr Teile der Natur und Landschaft verschlingt, deren ästhetische und diätetische Aneignung durch die zahlenden Touristen gerade die wesentliche Antriebskraft der ganzen Entwicklung war und ist. Dies gilt auch, wenn etwa das Gebrauchswertversprechen eines einsamen Aufenthaltes in freier Natur viele zu dessen praktischer Umsetzung in Form eines Aufenthaltes an der Küste treibt und sich dort zu Tausenden trifft – ein gigantisches Paradoxon!

## **2 Natur, Meer und Medien**

Anders als der Ausbau des Bäderwesens an der deutschen Nordseeküste ist die Sehnsucht nach der See und der Küste kein Produkt des 19. und 20. Jahrhunderts. Wie Corbin (1990) zeigt, gehen unsere Form der „Meereslust“ und unsere Sehnsucht nach der See auf das 17. Jahrhundert zurück. Sie sind ganz entscheidend durch gedruckte Beschreibungen und Berichte, vor allem aber auch durch bildliche Darstellungen von Küste, Meer und Strand geprägt. Dies wird noch etwas näher anzusprechen sein (2.2; 2.3.). Bleiben wir vorerst noch bei den Widersprüchen, die die Entwicklung des Massentourismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit sich gebracht hat.

### **2.1 Raus aus der Stadt, rein in die Einsamkeit der Natur: Brücke-Künstler am Meer**

Während die einen sich unter vielen ihresgleichen wohl fühlen mögen, treibt es die anderen dazu, immer neue Plätze zu suchen, in denen sich das genannte Gebrauchswertversprechen in die Praxis einer gelungenen Bewegung „raus aus der Stadt“ und „rein in Natur und Landschaft“ umsetzen lässt. Eben diese Einsamkeit der Natur suchten viele „Maler am Meer“, so der Titel eines Bildbandes (Renken/Spielmann 1997), der „Auf den Spuren der BRÜCKE-Künstler in Schleswig-Holstein“ wandelt. Die Vertreter dieser 1905 gegründeten Gruppe (Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Karl Schmidt-Rottluff, Emil Nolde, Otto Mueller) zog es seit dem Sommer 1912 immer wieder an die schleswig-holsteinische Ost- und Nordseeküste, denn auch für sie waren Natur, Meer, Strand und Landschaft klarer Gegenpol zur Großstadt. Jedoch nicht nur für sie, denn zeitgleich mit ihnen entdeckten auch immer mehr Touristen die Natur und die Landschaft an den Küsten von Ost- und Nordsee. „Was Schmidt-Rottluff aus

Hohwacht vertrieb, verleidete Nolde auch Alsen: immer mehr Touristen, die die Ruhe der einsamen Maler am Meer störten“ (Renken/Spielmann 1997: 75). Die Künstler zogen sich deshalb in neue Natureinsamkeiten zurück. Doch die wurden später selbst, wie etwa Seebüll, zum touristischen Anziehungspunkt.<sup>5</sup> Im Spannungsfeld zwischen dem kulturellen Reizklima der Großstadt und der Natureinsamkeit erreichte ihre Kunst den Höhepunkt“ (Renken/Spielmann 1997: 9). Wer heutzutage auf deren Spuren wandelt, könne nacherleben, was die Brücke-Künstler beeindruckte und antrieb:

„Zu erfahren ist darüber hinaus die norddeutsche Landschaft, die die Künstler zu einer Fülle von Bildern inspirierte: dieses meerumschlungene Land mit seinen Hügeln, Seen und Wäldern im Osten und sich in der Unendlichkeit der am Horizont verlierenden Küstenlinien im Westen. Der hohe Himmel, das nordische Licht, die gläserne Luft lassen den Reisenden auf den Spuren der Künstler noch heute ins Schwärmen geraten. Hier fanden die Maler die Einsamkeit in der Natur, die sie suchten. Die Ende des 19. Jahrhunderts aufkommende Wandervogelbewegung hatte das Empfinden für die Natur neu geschärft. Empfinden wollten die ‚Brücke‘-Künstler erklärmaßen ihre Bilder, nicht mehr akademisch malen“ (Renken/Spielmann 1997: 8).

Der Text bringt stereotype Beschreibungen dessen zusammen, was die Attraktivität der nordfriesischen Küstenlandschaft ausmacht: die *„sich in der Unendlichkeit am Horizont verlierenden Küstenlinien im Westen. Der hohe Himmel, das nordische Licht, die gläserne Luft“*. Die Fotos des Bandes tun ihrerseits alles, um diese verbalen Stereotype durch visuelle Stereotype zu veranschaulichen. Wir sehen imposante Sonnenuntergänge am Meer (Buchumschlag, 16/17, 20/22, 64/68, 76/78), Strände (13/14, 16/17, 20/22, 32/33, 44/46, 90/91, 92/93), weiße Wolken, vornehmlich Cumuli (14/15, 68/69, 80/82), oder dramatisch aufgerissene Himmel (76/78), Dünenlandschaften – vorzugsweise vor blauem Himmel (15/16, 56/58, 60/62) – sowie idyllische Gärten, Felder und Seen (34/35, 48/49, 52/53, 84/85, 86/87, 88/89). Bei all dem werden Natur und Landschaft sozusagen pur, also weitgehend menschenleer, gezeigt und damit die Möglichkeit zur Einsamkeit in der gezeigten Natur visuell suggeriert.

Dass heutzutage Windkraftanlagen das Landschaftsbild der schleswig-holsteinischen Nordseeküste unverkennbar prägen, spielt offensichtlich für diejenigen keine Rolle, die auf den Spuren der Brücke-Maler das sehen wollen, was jene erblickt und in Zeichnung, Grafik, Öl, Tempera oder Aquarell festgehalten haben. Offensichtlich suchen wir vorzugsweise „malerische“ Ansichten, die für uns im doppelten Sinn Vor-Bilder sind. Zum einen als vorgefertigte, von uns schon wahrgenommene Bilder und zum anderen als Muster oder Modelle, die unsere Sehnsucht wecken und artikulieren, nach der wir unsere Wünsche und Reiseaktivitäten ausrichten und die zugleich unsere Bewegung im Raum auf spezifische

Ziele hin bestimmen – raus aus der Stadt, rein in bestimmte Orte und Räume von Natur und Landschaft!

## 2.2 Moderne Massenmedien und Massentourismus

Was die Vor-Bilder der Künstler zeigen, zieht nicht zuletzt die Aufmerksamkeit derjenigen hinter den Objektiven der Video-, Film- und Fotokameras auf sich und bringt sie dazu, bestimmte Ausschnitte und Phasen von Abläufen zu wählen und diese fotografisch zu bannen.

Wir haben zudem gesehen, dass mit dem Ausbau der Nahverkehrsmittel und dem Eisenbahnnetz (Schivelbusch 1979) das Reisen raus aus der Stadt in das stadtnahe Umland oder an fernere Ziele beschleunigt und – bei allen sozialen Unterschieden der Mittel, Ziele und der Art des Reisens – für breitere Kreise möglich wurde.

„Die Steigerung der Reisetätigkeit bringt eine Neubewertung des Reisens an sich, eine Verschiebung in Motivation und Erleben der Reisenden mit sich. Ein Vorgang, der eng verknüpft ist mit (massen-)medialen Angeboten, ohne die moderner Tourismus nicht denkbar wäre“ (Jost 1989: 490).

Mit der Beschleunigung und Verbreitung des touristischen Reisens geht die fortschreitende Normierung der Ziele, Wege und Arten des Reisens, aber auch die der Objekte der Wahrnehmung, der Wahrnehmungsweisen und der medialen Fixierung wahrgenommener Eindrücke einher. Dabei kommt es, wie Jost (1989: 492 f.) darstellt, zu einem Medienwandel, der die Praxis des Reisetagebuchs durch das Schreiben von Postkarten ersetzt:

„Mit der Schematisierung des Reisens beginnt also die Ent-Individualisierung des Erlebens. [...] In ihrem Gefolge ergibt sich eine Veränderung von literarischer Bedeutung: der Niedergang der Reisetagebücher. Hatten die Reisenden früherer Zeiten, bedingt durch die lange Dauer der Fahrten – oft notgedrungen –, genug Muße, ihre Erlebnisse zu Papier zu bringen, so macht die zunehmend raschere Bewältigung vorgegebener Routen dies immer schwieriger; Zeit ist Geld, und zu verschenken hat man nichts. Zudem steuert man nicht mehr ein wirklich individuelles Ziel an, sondern absolviert ein mehr oder minder straff geplantes Programm. Es reicht daher, wenn man von den einzelnen Stationen Erfolgsmeldungen verschickt, die nichts anderes besagen als ‚ich war hier‘: Postkarten, eine neues Medium, zum ersten Male 1869 in Österreich verwandt, ab 1870 in Preußen im postalischen Einsatz. Zwanzig Jahre später wird mit Zulassung der Ansichtskarten im Postverkehr die Beliebtheit des Mediums noch gesteigert“ (Jost 1989: 492 f.).

Den Empfängern dokumentiert die Ansichtskarte den Erfolg der Reise, sie vermittelt zwei Botschaften der Absender: „Wir denken an Euch“ und „schaut her, so schön ist es, wo wir sind“. Aus dieser Praxis ist der Ausdruck „Postkarten-“ oder „Bilderbuchlandschaft“ erwachsen, an der die entsprechenden Bildbände und Poster ausgerichtet sind, denn sie zeigen zumeist, was wir auch als „male-  
risch“ bezeichnen. Und genau dies halten wir auf unseren Urlaubs- und Reisebil-  
dern fest und nehmen es mit nach Hause, um uns und den anderen zu dokumen-  
tieren, dass wir waren, wo wir waren. Man

„kann mit Hilfe moderner Medien wie Foto, Film, Video den Erfolgsbe-  
weis mit nach Hause nehmen, um dort noch einmal Bestätigung zu fin-  
den. Wenn zu Beginn gesagt wurde, dass der moderne (Massen-)Tou-  
rismus ohne (Massen-)Medien nicht denkbar wäre, dann ist dies damit  
gemeint: Man braucht sie vor, während und nach der Reise, wenn man  
den erstrebten Effekt erzielen will. Wobei die vorbereitenden Medien die  
Aufbereitung des Erlebnisse durchaus berücksichtigen und konfektionie-  
ren. Es wird nicht allein vorgegeben, welche Plätze man aufzusuchen hat,  
es werden auch schon Vorschläge mitgeliefert, von welcher Position aus  
man den fotografischen Beweis für die persönlichen Anwesenheit am bes-  
ten erbringt (für ungeübte Fotografen gibt es fast überall fertige Dia-  
Serien zu kaufen, von Postkarten ganz zu schweigen)“ (Jost 1989: 502 f.).

Die Muster dessen, was derlei Vor-Bilder enthalten, haben sich historisch her-  
ausgebildet und sind fester Bestandteil eines Inventars von stereotypisierten  
verbalen und pikturalen Darstellungen geworden, denen wir einen hohen emoti-  
onalen und ästhetischen Wert zusprechen.

### 2.3 Immer das gleiche Stück: It's always the sun!

Ein über alle Medien verbreitetes und in fast allen privaten Fotoalben und Fil-  
men wiederkehrendes Motiv ist das der auf- oder untergehenden Sonne, vor-  
zugsweise im Gebirge oder am Meer. Auch der Schlager macht da keine Aus-  
nahme. „Und immer, immer wieder geht die Sonne auf“, hat Udo Jürgens gesungen,  
„Here comes the sun“ die Beatles und „It's always the sun“ die Stranglers.

All diese Schlager und Lieder hatten einen sprachlich unvergleichlich versierten  
Heinrich Heine zum Vorgänger, der in einem seiner Gedichte mit romanti-  
scher Ironie eine unvergessliche Situation schildert:

„Das Fräulein stand am Meere  
Und seufzte lang und bang,  
Es rührte sie so sehre  
Der Sonnenuntergang.  
Mein Fräulein! sein Sie munter,  
Das ist ein altes Stück;

Hier vorne geht sie unter  
Und kehrt von hinten zurück.“<sup>6</sup>

Heines Verse beschreiben eine schöne, anrührende und bewegende Situation,<sup>7</sup> und obgleich sie sich als „altes Stück“ immer wieder wiederholt, verliert sie nichts von ihrem Reiz. Ganz in Gegenteil: Die unübersehbare Menge von Bildern der auf- oder untergehenden Sonne an Meer und Strand vervielfacht diesen Moment ebenso in eine unermessliche wie unüberschaubare Menge gezeichneter, gemalter, fotografierter oder gefilmter Bilder. Wer von uns hat noch nicht versucht, eine rot glühend untergehende Sonne im Bild festzuhalten? In St. Peter-Ording, wo es außer Meer und weitem Strand und den Pfahlbauten sonst

---

<sup>6</sup> Heinrich Heine: Werke. Erster Band mit einer Einleitung von Hans Mayer. Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Christoph Siegrist. Frankfurt am Main: Insel 1968.

<sup>7</sup> Dabei hatten es ihm die Sonnenuntergänge offensichtlich selbst angetan: Von den 23 Liedern der beiden 1825-1826 verfassten Nordseezyklen künden drei allein schon im Titel von Abenddämmerung (1×) und Sonnenuntergang (2×), und in auch einigen anderen spielt der Lauf der Sonne eine wichtige Rolle. In „Abenddämmerung“, dem zweiten Lied des ersten Zyklus, heißt es:

„Die Sonne neigte sich tiefer und warf  
glührote Streifen auf das Wasser,  
Und die weißen, weiten Wellen  
Von der Flut gedrängt,  
Schäumten und rauschten näher und näher.“

Das nächste Lied trägt den Titel „Sonnenuntergang“ und beginnt mit folgenden Zeilen:

„Die glühend rote Sonne steigt  
Hinab ins weitaufschauende,  
Silbergraue Weltenmeer;  
Luftgebilde, rosig angehaucht,  
Wollen ihr nach.“

Das vierte Lied des zweiten Zyklus schließlich trägt den Titel „Untergang der Sonne“ und beginnt wie folgt:

„Die schöne Sonne  
Ist ruhig hinabgestiegen ins Meer;  
Die wogenden Wasser sind schon gefärbt  
Von der dunklen Nacht,  
Nur noch die Abendröte  
Überstreut sie mit goldnen Lichtern;  
Und die rauschend Flutgewalt  
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,  
Die lustig und hastig hüpfen  
Wie wollige Lämmerherden,  
Die abends der singende Hirtenjunge  
Nach Hause treibt.“

wenig zu zeigen gibt, wirbt man im Internet mit drei Sonnenuntergängen: eine Sonne tief über dem Watt,<sup>8</sup> zweimal gleich mit Sonnenuntergang, und Pfahlbau.<sup>9</sup>

Aber nicht nur die Wahrnehmung des Naturereignisses, sondern auch das menschliche Verhalten in dieser Situation ist weitgehend stereotypisiert. Da macht auch Heine keine Ausnahme, wenn er in „Untergang der Sonne“ fortfährt:

„Wie schön ist die Sonne!  
So sprach nach langem Schweigen der Freund,  
Der mit mir am Strande wandelte,  
Und scherzend halb und halb wehmütig,  
Versichert' er mir: die Sonne sei  
Eine schöne Frau, die den alten Meergott  
Aus Konvenienz geheiratet.“

Der erhebende Anblick lässt die Betrachter des Naturereignisses für eine Weile verstummen, bevor das Ereignis und seine Umstände selbst zum Gesprächsthema werden. Dies aber setzt voraus, dass man nicht allein, sondern in angenehmer Begleitung am Strand „wandelt“. Es ist ein festes, in unzähligen Beschreibungen und Bildern immer wieder verwendetes Teilkonzept von Meer und Küste, dass man am Strand gemeinsam als Paar oder Gruppe spazieren geht.

Vor allem medial vermittelte Bilder der Natur prägten mit ihren spezifischen technischen Modalitäten der Wahrnehmung und der bildnerischen Präsentation derlei Meeres- und Küsten-Konzepte. So z. B. die Impressionisten, für die die Eisenbahn nicht nur das „Raus aus der Metropole Paris“ in die umliegende Gegend ermöglichte: Die schnelleren Verkehrsmittel und die neuen Bildtechniken wie die Photographie wirkten sich in entscheidendem Maße auf die Veränderung der Maltechniken und Bildinhalte aus. Das Grundrepertoire, die Grundmenge prototypischer Versatzstücke von Naturbildern, wie sie mit der Erfindung der Plein-Air-Malerei seit dem frühen 17. Jahrhundert in Italien entwickelt worden waren, blieb dabei jedoch erhalten.

Claude Gellée, ob seiner Herkunft Lorrain, d. h. der Lothringer, genannt, hat in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wesentlich zur Entwicklung und Verbreitung dieses Repertoires beigetragen. Von seinem römischen Atelier brach er zu ausgedehnten Wanderungen in die Campagna auf. „Er stand früh auf, was den angehenden Künstlern in den zeitgenössischen Anleitungen zur Malkunst immer wieder empfohlen wurde, und arbeitete bis zum Sonnenuntergang, um die Lichtstimmungen genau festhalten zu können“ (Bergmann 2000: 38).

---

<sup>8</sup> Einzusehen unter: <http://st.peter-ording.de/galerie/sonnenuntergang-watt.jpg>.

<sup>9</sup> Einzusehen unter: <http://st.peter-ording.de/galerie/pfahlbau1.jpg> und <http://st.peter-ording.de/galerie/pfahlbau2.jpg>.



„Nach der Natur selbst und nicht aus Imagination und Einbildung“ malen hieß die Stadt verlassen und vor Ort kleinformatige Ölskizzen anfertigen, auf denen man die unmittelbar in der Natur gesammelten Eindrücke festhielt. Diese dienten als Vorlagen, als Vor-Bilder für die Ausarbeitung der Bilder im Stadtatelier.

Lorrains Gemälde hatten auf die Wahrnehmung und Darstellung von Natur und Landschaft vor allem im 18. Jahrhundert einen prägenden Einfluss. Sie wurden zu Vor- und zu Leit-Bildern, welche den damaligen Italieneisenden auf seinem Weg begleiteten, die sein Ziel vorzeichneten und seinen Blick prägten. Was er erblickte, wurde mit dem Vor-Bild abgeglichen. So schreibt Goethe bei seiner zweiten Italienreise über die Wahrnehmung von einem „Duft des Tags über, den ich nur aus den Gemälden und Zeichnungen des Claude kannte, das Phenomen in der Natur aber nie gesehen hatte“ (Brief aus Rom an Charlotte von Stein vom 19.02.1787. WA IV, 8, S. 203; zitiert nach: Bergmann 2000, 77 f.).

Später wurde das von Lorrain gelieferte Ideal in einer eigenen normativen Technologie der Wahrnehmung materialisiert, im so genannten

„Claude-Spiegel, der im 18. Jahrhundert sowohl Künstlern als auch Touristen zur Betrachtung ‚pittoresker‘ Szenerien empfohlen wurde. Das war ein kleiner, tragbarer, mit einer Folie hinterlegter Spiegel, benannt nach dem französischen Maler, der klassische Architektur, laubreiche Haine und fernes Wasser am vollkommensten miteinander in Einklang brachte. Wenn der Blick in den Spiegel diesem Claude’schen Ideal nahekam, betrachtete man ihn als genügend ‚pittoresk‘, um ihn zu genießen oder sogar zu zeichnen. Spätere Variationen färbten das Glas mit dem Licht strahlender Morgenröte oder eines rosenfarbenen Sonnenuntergangs“ (Schama 1996: 20).

Und die im Gegenlicht dargestellten Auf- und Untergänge der Sonne sind schließlich nicht nur fester Bestandteil der Ansichtskarten, nicht nur „romantische Filmszenen“ kommen ohne Paare am Meer im Gegenlicht der Sonne nicht aus, auch die Warenwerbung präsentiert ihre Objekte nur allzu gern im günstigen Licht der Abendsonnen. So lebt die Autowerbung zu großen Teilen von der Fahrt ans Meer oder am Meer, und das am besten noch im Gegenlicht der auf- oder untergehenden Sonne. Bei Chrysler ging diese Vorliebe so weit, dass es ein Cabriolet nicht nur in derartigem Licht auf einer Mole präsentierte, sondern ihm auch noch den passenden Namen gab: Chrysler Stratus Cabrio Sunset 2.0. Für das schnittige Cabrio passt nicht nur „Sunset“, sondern auch „Stratus“, denn „Cumulus“ ließe wohl eher an rundere und pummelige Formen eines Van denken. Aber auch die werden vorzugsweise vor Meeres- und Küstenhintergrund gezeigt.

Deutlich wird dabei, dass die Reisenden ihre Körper im Auto in die Natur und an die Küste bringen, wo sie das Outfit tragen, das eine auf *outdoor* orientierte Bekleidungsindustrie uns fast täglich in ihren Prospekten zeigt. Die weiblichen,

männlichen und kindlichen Models sind vorzugsweise vor Küstenhintergründen postiert, wo sie man sie gerne beim Strandspaziergang und in Unterhaltung vertieft zeigt. „Abenteuer Natur“ und „Fit in die Natur“ titelte Karstadt zwei Faltprospekte im Frühjahr 2001, und wenige Wochen später, im Mai 2001, „Summertime!“ einen Prospekt mit Frau, Mann und Kind vor Felsenküste.

## **2.4 Alternative Formen der Stadtflucht: Globetrotter und Wandervogel**

Etwas anders präsentiert dagegen der Ausrüster für Abenteuerreisen „Globetrotter“ seinen Kunden in einem dicken Katalog Ausrüstungsgegenstände. Dieses Ende der 70er Jahre in Hamburg gegründete Unternehmen setzt auf individuelles<sup>10</sup> und umweltverträgliches Reisen. Um diese Ideen zu fördern, lässt Globetrotter jährlich den „Globetrotter des Jahres“ (Globetrotter 2001: 3) nach Kriterien wählen, die dem Firmenkonzept entsprechen: „Wir wollen nicht die sportliche Höchstleistung prämiieren, sondern das sanfte Reisen fördern, das Rücksicht auf Natur und Kultur des Gastlandes“ nimmt (ebd.). Weiter heißt es:

„Wir wollen die Leistung von Individualisten honorieren, die, die sich für ein Schwerpunktthema engagieren. Reisende, die sich mit Land und Leuten auseinandersetzen, sich mit Kultur und Geschichte beschäftigen, sich vielleicht die Sprache der Einheimischen aneignen“ (ebd.).

Globetrotter des Jahre 2000 wurde

„Prof. Hauke Trinks, der im Frühjahr '99 mit einer kühnen These ins ewige Eis aufgebrochen war. Der Physiker – ehemaliger Präsident der TU Harburg – ist auf der Suche nach den Ursprüngen des Lebens. Der Wissenschaftler nahm Abschied vom sicheren Unibetrieb und segelte Einhand mit seiner Stahlyacht ‚Mesuf‘ nach Spitzbergen. Am 80. Breitengrad ging er vor Anker, um die Urformen des Lebens im Eis aufzuspüren. Abenteuer und Forschung – die Jury war fasziniert von dieser archaischen Form der ‚Entdeckungsreise‘. Hauke Trinks kennt sich aus in arktischen Gewässern. Bereits früher war er nach Grönland und Island gesegelt oder hat Spitzbergen mit dem Paddelboot und Hilleberg-Zelt erkundet“ (ebd.).

Diese einsame Bewegung „raus aus der Stadt“ und dem „sicheren Unibetrieb“ macht Eindruck und sie erfolgt in selbstreferentieller Präsentation mit einer Aus-

---

<sup>10</sup> Vgl. den Artikel im „Hamburger Abendblatt“ (19.02.2001: 18), der über dieses Unternehmen, seinen Gründer und dessen Firmenkonzept unter dem Titel „Lust auf Abenteuer“ berichtet.

rüstung, die im Katalog selbst zum Kauf angeboten wird.<sup>11</sup> Zwar muss es, wie die „Teilnahmebedingungen“ zur Wahl des „Globetrotters des Jahres“ erläutern, „keine Fernreise sein, aber sie sollte abseits ausgetretener Pfade stattgefunden haben“ (ebd.).

Hier schließt sich der Kreis: Wo die Menschen in der Stadt immer näher zusammenrücken und sich in einen zusehends beschleunigten und verdichteten Arbeitsalltag eingespannt sehen, da wächst die Sehnsucht nach dem „Raus aus der Stadt“, und sie nimmt dort besondere Formen an, wo ökologische und distinktive Überlegungen eine Rolle spielen. Wo man sich durch die Art des Reisens von der Masse abzusetzen trachtet, ist man bestrebt, sich „abseits ausgetretener Pfade“ zu bewegen. Dieses romantische und bürgerliche Motiv des „Raus aus der Stadt“ und des „Rein in die Natur und in die Landschaft“, vor allem aber auch des „Hin ans Meer und an die Küste“, die Praxis des Abseits-der-Zivilisation-auf-unbekannten-Wegen-Wanderns und sich allein oder mit Freunden in die Natur zu begeben, um diese dort als Schauspiel zu erleben, hat nicht nur Heine in Worte und Verse gebracht. Caspar David Friedrich hat dieser Praxis einen emblematischen Ausdruck<sup>12</sup> verliehen und andere Malerkollegen und -freunde sind ihm darin gefolgt. So gibt es von Georg Friedrich Kersting eine Zeichnung aus dem Jahr 1811, die „Friedrich und Kersting auf der Harzwanderung“ zeigt. Die Outdoorkataloge durchzieht es als durchgängiges Bildmotiv.

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hatte diese Sehnsucht jugendlicher Städter nach der Natur und nach einem ursprünglichen Naturerleben die Bewegung des Wandervogels hervorgebracht,<sup>13</sup> die laut Brenken/Spielmann (1997: 8) „Ende des 19. Jahrhunderts [...] das Empfinden für die Natur geschärft“ und damit auch die Maler der Brücke beeinflusst hat.

---

<sup>11</sup> Hilleberg-Zelte bietet der Katalog auf den Seiten 304-306 an.

<sup>12</sup> Etwa mit Bildern wie „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“ (1819/20, Dresden; vgl. Roters 1995: 30), „Der Wanderer über dem Nebelmeer“ (1818, Hamburg; vgl. Roters 1995: 121), „Der Mönch am Meer“ (1808-1810, Berlin; vgl. Roters 1995: 26) oder „Kreidefelsen auf Rügen“ (um 1818, Winterthur; Geismeyer 1998: Tafel 44).

<sup>13</sup> „Der W. ist von dem Primaner Karl Fischer 1898 an dem Gymnasium zu Steglitz bei Berlin gegründet worden, an dem auch der bekannte Reformpädagoge L. Gurlitt wirkte. Fischer machte mit seinen Mitschülern Ausflüge, die nicht bloß als Protest gegen die zur Verzärtelung, zu oberflächlicher Hohlheit führende Genußsucht gedacht waren, sondern auch gegen den erzieherischen Einfluß von Elternhaus u. Schule, ja gegen jegliche Autorität. ‚Der Haß gegen die Schule hat den W. geboren‘ (Sämman 1913, S. 310). Fischer strebte nicht so sehr Genuß der Natur u. ihre Poesie an; vielmehr schwebte ihm als Ideal ein freies Umherschweifen vor“ (Roloff 1917, Bd. 5: „Wandervogel“).

Das 1917 von Ernst Roloff bei Herder herausgegebene „Lexikon der Pädagogik“ widmet dieser in der Zeit erheblicher Industrialisierung schnell wachsenden<sup>14</sup> und beliebten Bewegung mit einer durchaus kritischen katholischen Sicht einen ausführlichen Artikel. Einleitend heißt es dort:

„Der Name W. bezeichnet eine eigenartige Bewegung, die als ihren Zweck angibt: ‚durch Veranstaltung größerer u. kleiner Wanderungen bei der deutschen Jugend das Wandern zu heben, den Sinn für Naturschönheit zu wecken, die Kenntnis von Land u. Leuten durch eigene Anschauung zu vermitteln u. so die Liebe zur Heimat u. die Achtung vor der Mitwelt zu fördern, die Kameradschaftlichkeit zu pflegen u. die Jugend zu Einfachheit, Mäßigkeit, Selbständigkeit u. zu einer Vertiefung der Lebensauffassung zu erziehen.“

Ausführlich geht der Artikel auf die Grundideen des Wandervogels und auf seine antizivilisatorischen Grundsätze sowie auf sein Bestreben ein, die Jugend gegen den verderblichen Einfluss der Großstadt durch das Erleben der Natur und durch das einfache Leben in ihr zu stärken. Als Grundlage dazu gilt der „urdeutsche Drang der Wanderlust“, Ziel des Unterfangens ist es, „die Liebe zur Natur, zur heimischen Scholle u. Kultur mit ihren kleinen u. großen Reizen wieder in die Herzen der Jugend pflanzen“, und mit dem „wieder“ kommt wohl einmal mehr das Rousseau'sche „Retour à la nature“ zum Zuge.<sup>15</sup>

---

<sup>14</sup> „Welch gewaltige Entwicklung der W. genommen, zeigt eine Statistik, nach der 1910 nicht weniger als 5150 Fahrten von ½ bis 1½ Tagen gemacht worden sind, an denen sich 61.000 Wanderer beteiligten. Es wurde die Zahl von 100.000 Wandertagen erreicht. Um diese Zahl zu ermessen, bedenke man, daß ein Mann 274 Jahre lang oder eine Schar von 274 Mann ein Jahr wandern müßte, um diese Leistung fertig zu bringen“ (Roloff 1917: Wandervogel).

<sup>15</sup> „Die Grundanschauungen, die im W. liegen, könnten der Jugend reichen Nutzen bringen. Sie könnten dem urdeutschen *Drang der Wanderlust* mit allen ihren *Vorteilen für Geist u. Körper* [...] Bahn brechen u. die *Liebe zur Natur, zur heimischen Scholle u. Kultur mit ihren kleinen u. großen Reizen* wieder in die Herzen der Jugend pflanzen. Mit der Liebe zur Natur würde auch zugleich die *Liebe zum Natürlichen, Gesunden, zur Einfachheit der Lebensführung* in ein dem Genußleben der Großstadt vielfach verfallenes Geschlecht zurückkehren. Im *bewußten Gegensatz zum Touristentum* sucht der W. auch *die stillen Winkel Deutschlands* auf; er setzt seinen Stolz darein, *ohne Alkohol u. Nikotin mit wenig Geld möglichst weit zu kommen*. Ein einfaches, selbstbereitetes Mahl auf der Waldwiese am Bach, ein Strohlager im Dorfkrug od. bei freundlichen Bauern ermöglichen weite Fahrten mit erstaunlich wenig Kosten. Je kleiner der äußere Aufwand, desto größer könnte der innere Gewinn sein. *Schärfung des Blickes für die geheimen Reize der Landschaft* (*„Stimmung“*), *praktische Volkskunde durch Erleben* (s. Volkstum), Annäherung der einzelnen sozialen Stände, Wiedererweckung des deutschen Volksliedes mit Lautenbegleitung, das sich vor dem Gassenhauer mehr und mehr versteckte, das wären neben den unverkennbaren Vorteilen des Wanderns an u. für sich

Den Vorteilen des Wandervogels werden eine ganze Reihe von Nachteilen entgegengestellt<sup>16</sup> und dabei auch jenes schon erwähnte Paradoxon zwischen dem Wollen der Städter, ihrem „Raus aus der Stadt, rein in die Natur“ und den Folgen, welche die Umsetzung von derlei Wollen vor allem dann zeitigt, wenn es Massencharakter annimmt. Dieses auch dem massenhaften sanften Tourismus durchaus bekannte Paradoxon führte offenbar schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu erheblichen Problemen:

„Der Hang zum Urwüchsigen, auch in der Sprache, artete stellenweise in allzu derbes Wesen od. in zigeunerhaftes Naturburschentum aus, das weniger Freude an den Schönheiten der Natur als an deren Beschädigung zeigte. Daher die fortgesetzten Kämpfe zwischen W. u. Landbevölkerung od. Forstverwaltung.<sup>17</sup> Die zu große Inanspruchnahme der Landwirte zum Nächtigen, das Erbetteln von Lebensmitteln, das aufdringliche Treiben mancher aus beiden Geschlechtern gemischten Horden hat oft zu abfälligen Urteilen Anlaß gegeben“ (Roloff 1917: Wandervogel).

Halten wir abschließend aus unseren Beobachtungen Folgendes fest:

- „Natur“ ist ein zutiefst städtisches Konzept, an dessen historischem Aufbau neben den jeweiligen sozialen, kulturellen und ökonomischen Bedingungen die je zur Verfügung stehenden Medien und Techniken einen entscheidenden Anteil hatten. Dies gilt für die Wahrnehmung, kognitive Verarbeitung und die mediale Repräsentation von Natur.
- Diese „Natur“ sieht die Stadt und die „Natur“ als getrennte Räume und sie wird aus der Sicht derer konzipiert, die sich körperlich aus dem einen Raum – der Stadt – in den anderen – die Natur – und wieder zurück bewegen.
- Dabei werden „Natur“ und „Land“ dem städtischen Nutzungswillen unterworfen und zu Gebrauchsräumen, in denen sich die Erwartungen an den außerstädtischen Raum erfüllen sollen.

---

die Ziele, die der W. auch erreichen könnte“ (Roloff 1917: Wandervogel. Hervorhebungen: W. S.).

<sup>16</sup> „Neben den bereits genannten seien noch erwähnt: Eine gewisse Neigung zum Germanisch-Heidnischen, verbunden mit pantheistisch angehauchter Naturschwärmerei (Feier des Sonnenwendfestes), hat bei manchen Wandervögeln bisweilen eine dem Christentum feindliche Stimmung gezeitigt, obwohl der W. satzungsgemäß weder religiöse noch religionsfeindliche Zielsetzungen verfolgt; auch mußten die langen Sonntagswanderungen besonders in Großstädten öfter zur Vernachlässigung kirchlicher Pflichten führen.“

<sup>17</sup> Im Nationalpark Sächsische Schweiz ist dieses Problem virulent und entzündet sich immer wieder in des Wortes eigentlicher Bedeutung am Feuermachen beim Nächtigen in freier Natur.

- Mit fortschreitender Entwicklung und Verfügbarkeit der Verkehrs- und Transportmittel weitet sich der Radius dieser Bewegung und damit auch die Gebrauchsräume und deren Nutzung bzw. Verbrauch aus.
- Was man in der Natur sieht, in welchen Formen man sich dort verhält, ist historisch und kulturell herausgebildet und durch Grundmuster der ästhetischen Wahrnehmung und der emotionalen, psychologischen Reaktionen geleitet.

### 3 Ausblick: Natur und Menschenbild

Dass dieses stadtgeprägte Verständnis von Natur jedoch weit grundlegendere Folgen hatte und ihm letztlich ein Gesellschaftsverständnis zugrunde lag, das unterschiedliche Bezüge zur Natur als Merkmale sozialer Differenzierung postuliert, zeigt ein Blick in den Artikel „Volkstum“ aus dem schon zitierten Lexikon der Pädagogik. Wo es die „Schärfung des Blickes für die geheimen Reize der Landschaft (,Stimmung‘), praktische Volkskunde durch Erleben (s. Volkstum), Annäherung der einzelnen sozialen Stände“ als Vorteile des Wandervogels beschreibt, verweist es ausdrücklich auf den Artikel „Volkstum“; da ihn der Herausgeber des Lexikons selbst verfasst hat, ist er von besonderem Interesse. Aufschlussreich ist hier, wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und d. h. nicht nur während des Ersten Weltkrieges, sondern auch zu einer Zeit, in der die Volkskunde à la Wilhelm Riehl einen neuen Aufschwung nahm und in der man sich in Deutschland verstärkt auf das eigene Volkstum besann, der Unterschied von Stadt und Land als ein Gegensatz konzipiert wurde, an dem entlang das „Volk“ dem „Gebildeten“ entgegengestellt wird.<sup>18</sup> Und dieses Volk

---

<sup>18</sup> Der Artikel hebt folgendermaßen an: „Volkstum. I. Wesen I. Das Wort ‚Volk‘ bedeutet im weiteren *ethnologischen* Sinne die Gesamtheit der durch gleiche Rassemkmale verbundenen Individuen; es begreift also in sich die Besonderheiten, die ein Volk von einem anderen unterscheiden. Im engeren Sinne stellt das Wort dagegen einen kulturwissenschaftlichen, genauer einen *soziologischen* Begriff dar u. bezeichnet die Eigentümlichkeiten derjenigen Schichten der menschlichen Kulturgemeinschaft, die in verhältnismäßig einfachen wirtschaftlichen u. geistigen Verhältnissen leben. Um aber den Begriff Volk in seinem bestimmten Inhalte zu fassen, soll er mit dem des ‚Gebildeten‘ verglichen werden“ (Roloff 1917: Volkstum). Man muss gerechterweise sagen, dass Roloff versucht, diesen klaren Gegensatz abzumildern: „Doch sei gleich bemerkt, daß letzterer in keinem Gegensatz zum V. steht, sondern nur eine bestimmte Entwicklungsstufe des einzelnen über die Verfassung des Volkes hinaus darstellt. Weiter sei betont, daß beide Begriffe, wie alle dieser Art, in Wirklichkeit nie rein verkörpert sind. Zwischen den Typen ‚Volk‘ und ‚Gebildeter‘ liegen unzählige Übergangsformen. Besonders schwierig u. in einem kurzen Lexikonartikel nicht weiter zu berücksichtigen ist das Problem des V. in der Stadt“ (Roloff 1917: Volkstum). Doch bleibt dieser Versuch,

„lebt in einem mehr od. weniger engen *Zusammenhange mit der Natur*, von der es bei seiner Tätigkeit vielfach abhängig ist (Wetter, Jahreszeiten, Bodenbeschaffenheit). Es ist aber nicht bloß zur Welt der Pflanzen u. namentlich der Tiere in engen Beziehungen, sondern hat auch in seinem eignen Trieblieben etwas Elementares, das schwächerem Empfinden oft roh erscheint. Seine Gefühle sind ursprünglich, sein Gemüt stark und tief. – Der ‚Gebildete‘ dagegen hat sich von der Natur entfernt. Seine äußere Umgebung ist nicht etwas Gewachsenes, sondern Geschaffenes: Kultur (im weitern Sinne). So ist auch sein Trieb- u. Empfindungsleben gedämpfter, vielfach mit Motiven, Vorstellungen, Wertmaßstäben u. Hemmungen durchsetzt, die der bewußt geschaffenen Kultur entstammen. Sein Gemüt ist beweglicher, aber dafür auch reizbarer u. flacher. [...]“

4. Damit hängt auch die *Unabhängigkeit des Gebildeten von der Natur* zusammen. Er ist ihrer Herrschaft entzogen, sieht sie daher mit neuer, aus der persönlichen Sicherheit vor ihr geborner Anteilnahme: er genießt sie, während das Volk mit ihr lebt. Auch dem Leben gegenüber ist der Gebildete unabhängig, da er sich darüber zu erheben und Beziehungen zum Ganzen zu finden vermag. Durch die Kultur sieht er sich sein Leben überall gedeutet, kann daher ihm gegenüber die Haltung freien Interesses, der Lust am Bewußtsein des Erlebens einnehmen. – Das ‚Volk‘ dagegen fühlt den Druck der Natur u. des Lebens in voller Wucht. Wie es von jener abhängig ist, so steht es auch unter seinem eignen Erleben, das es nicht leicht deuten und ins Ganze einfügen kann; es ringt vielmehr mit ihm. Daher die Schwermut, die allem ‚Volke‘ eigen ist. Für die leichtfreie, manchmal fast frivole Art, wie dem Gebildeten Natur u. Leben zum Gegenstande des Interesses werden, hat das Volk kein Verständnis.

Die Stadt, die Kultur und die Zivilisation entwurzeln in dieser Sicht den Menschen und können ‚den Gebildeten zum Überbildeten machen‘ und ihn noch weiter von der Natur und dem Volk entfernen, als er es schon in seiner gemilderten Form ist.“<sup>19</sup>

---

wie das „Bemühen um eine klarere Begriffsbildung“ zeigt, eher Floskel: „Wir halten uns hier, um eine klarere Begriffsbildung zu ermöglichen, besonders an jene Form des V., die den Charakter am reinsten ausprägt, nämlich ans Landvolk.“

<sup>19</sup> „Dieser ist unnatürlich überfeinert, schwächlich, im Denken ganz abstrakt, im Empfinden zersplittert u. widerspruchsvoll, losgelöst vom V., von Natur u. Gemeinschaft (Urbild das Ästheteten, des Kosmopoliten, des bloßen Büchermenschen).“ Gelangt das Volk in die Stadt, was mit der Industrialisierung im Verlauf des 19. Jahrhunderts bekanntlich in immer stärkerem Ausmaß der Fall war, dann unterliegt es in der Sicht des Pädagogen von 1917 leicht dem negativen und ungesunden Einfluss der Stadt, es „denaturiert“ zu „Menge“, „Masse“ und „Pöbel“: „Gerät das ‚Volk‘ unter diesen entwurzelnden Einfluß, ohne sich jedoch durch kraftvolle Kulturbestätigung zur Stufe des Gebildeten erheben zu können (wie das z. B. bei der Mehrzahl der handarbeitenden städtischen Bevölkerung, aber auch bei vielen aus den ‚bessern‘, ja selbst aus den höchsten Ständen der Fall ist), so wird aus dem ‚Volk‘ die ‚Menge‘, die ‚Masse‘, der ‚Pöbel‘, d. h.

Der städtische Blick auf das Land, die Landbevölkerung, das „Volk“ und die Natur ist ein Blick hinaus, der raus aus der Stadt gerichtet ist und draußen auf dem Land ein Ideal der Natur und der Landbevölkerung sieht, das er sich selbst konstruiert hat, um der Stadt entfliehen und auf dem Land eben die Erfüllung der selbst erzeugten Prophezeiung zu erleben. Der Städter braucht den außerstädtischen Raum für sich und seine Zwecke und er sieht sich dabei immer auch in überlegener Position. Die Perspektive auf das Land und auf die Natur ist dabei nicht nur eine von drinnen nach draußen, sondern auch eine von oben nach unten gerichtete.

Dies gilt reflexiv auch für diejenigen, die sich selbstkritisch fragen sollten, inwiefern sie der Gefahr der „Objektivierung“ unterliegen, auf die Bourdieu immer wieder für die ethnographische und soziologische Forschung (Bourdieu 1980) ebenso hinweist wie auf die problematische Verwendung des Wortes „populaire“ (Bourdieu 1983). Mein Blick auf Stadt und Land und auf ihr Verhältnis, mein Verhalten in Landschaft und Natur und vieles andere mehr, kurz, meine Praxis ist vorwiegend städtisch geprägt<sup>20</sup> und stellt damit eine spezifische, aber auch nur eine Sicht auf das Verhältnis von Stadt und Land, von Kultur und Natur und Landschaft dar. Und dies ist nicht die Sicht derer, die auf dem Land leben und arbeiten und die in meinem Beitrag überhaupt nicht zu Wort gekommen sind.

## Literatur

Bourdieu, Pierre (1979): *La distinction. Critique du jugement social*, Paris.

Bourdieu, Pierre (1983): *Vous avez dit „populaire“?* In: *Actes de la Recherche en Sciences Sociales* 46, 98-105.

Brenken, A. / Spielmann, A. (1997): *Maler am Meer. Auf den Spuren der BRÜCKE-Künstler in Schleswig-Holstein*, Hamburg.

Brilli, A. (1997): *Als Reisen eine Kunst war. Vom Beginn des modernen Tourismus: Die „Grand Tour“*, Berlin.

---

eine in sich zusammenhanglose, durch keine tiefere Überlieferung getragene Vielheit von Individuen. Diese hat die gesunde Bodenständigkeit des Volks verloren, ohne jedoch die Geisteshaltung der Gebildeten innerlich gewinnen zu können. Dabei bleibt die Frage offen, inwiefern sich in unsern, infolge der nicht mehr vorhandenen Bodenständigkeit weiter Volksschichten immer mehr vergrößerten Städten ein neues V. ohne unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur bildet.“

<sup>20</sup> Auch wenn ich meine Kindheit auf einem Dorf – mit allem Drum und Dran – verbracht habe, es war schon „Stadtteil“ von Mannheim.



- Corbin, A. (1990): *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste*, Frankfurt a. M.
- Erlay, D. (1981): *Vogeler. Ein Maler und seine Zeit*, Fischerhude.
- Foster, N. (1990): *Auf den Spuren der Pilger. Die großen Wallfahrten im Mittelalter*, Augsburg.
- Geismeyer, W. (1998): *Caspar David Friedrich*, Leipzig.
- Globetrotter (2001): *Handbuch Frühjahr/Sommer 2001*, Hamburg u. a.
- Hedinger, B. (1992): *Die Elbe malerisch gesehen*, Hamburg.
- Jost, H. (1989): *Selbst-Verwirklichung und Seelensuche. Zur Bedeutung des Reiseberichts im Zeitalter des Massentourismus*, in: Brenner, P. J. (Hg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Frankfurt a. M., 490-507.
- Kat. Ausst. (1993): *Das Licht des Nordens. Skandinavische und norddeutsche Malerei zwischen 1870 und 1920*, Hamburg.
- Lachmund, F. 1979: *Von Mottenburg nach Blankenese. Die Elbvororte in alten Fotos und Bildpostkarten*, Hamburg.
- Mumford, L. (1979): *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, Bd. 1, München.
- Ohler, N. (1991): *Reisen im Mittelalter*, München.
- Rebel, E. (1999): *Albrecht Dürer. Maler und Humanist*, München.
- Roloff, E. M. (Hg.) (1917): *Lexikon der Pädagogik. Im Verein mit Fachmännern und unter besonderer Wirkung von Hofrat Professor Dr. Otto Willmann herausgegeben von Ernst M. Roloff, Lateinschuldirektor a. D., Bd. 5: Sulzer bis Zynismus. Nachträge. Namen- und Sachverzeichnis*, Freiburg im Breisgau.
- Roters, E. (1995): *Jenseits von Arkadien. Die romantische Landschaft*, Köln.
- Schama, S. (1996): *Traum von der Wildnis. Natur als Imagination*, München.
- Schivelbusch, W. (1979): *Geschichte der Eisenbahnreise: Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M.
- Sennet, R. (1995): *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation*, Berlin.

Settekorn, W. (2002): Visions of Nature, in: de Groot, W. (2002) (Hg.): Visions of Nature, Kluivert.

Sylt im Licht (1993): Fotos von Susanne Bartsch-Nagi, Hamm.

Van Dülmen, A. (1999): Das irdische Paradies. Bürgerliche Gartenkultur der Goethezeit, Köln u. a.

Von Saucken, P. C. (Hg.) (1999): Pilgerziele der Christenheit. Jerusalem. Rom. Santiago de Compostela, Darmstadt.